

Die Neue Welt

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Nr. 5

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Bei uns ging es heute drunter und drüber. Man merkte doch gleich, daß die Alles ordnende und leitende Hand fehlte. Frieda und Gretche liefen wie geschendete Hühner umher und wußten nicht Bescheid, wo irgend etwas zu finden sei. Pava sah verärgert und hungrig am Tisch, sprach und gestikulirte vor sich hin. Louise war auch da und lag uns fortwährend in den Ohren, sie verträgte sich mit ihrem Mann so schlecht, er hätte sie geschlagen, und wenn sie das gewußt hätte, wäre sie lieber bei uns geblieben.

Ich hätte nicht sehen mögen, wie es mit dem Abendbrot geworden wäre, hätte sich nicht Louise hülfreich meiner Schwestern angenommen. Im Englischen und Französischen waren ihre Leistungen ausgezeichnet, auch in Pädagogik und Aesthetik waren sie die Besten des Seminars, aber im Brotschneiden und Stullen schmieren waren ihre Leistungen doch noch als recht mangelhaft zu bezeichnen.

Ich war erregt durch das Vorgefallene, seht mich darnach, allein zu sein, und verjuchte, mich möglichst bald fortzuschleichen. Nach einer Viertelstunde stand ich auch schon in meinem Zimmer, legte die Stirn gegen die Scheiben, stierte hinaus in die Dunkelheit und trommelte mit den Fingern, als Anna hereintrat und sagte, sie hätte mich schon überall gesucht, ich solle sofort meinen Hut nehmen und mit „dem Herrn“ mitgehen, er warte schon ungeduldig auf mich.

Es war mir vollkommen unbegreiflich, wo mein Vater mit mir hin wollte, er war sonst nicht gewohnt, nächtliche Spaziergänge zu unternehmen, und es mußte heute wohl seine eigene Bewandtuis damit haben.

Er äußerte auch garnicht, wo es hingehen sollte, und so trottete ich denn neben ihm her durch die nächtlichen Straßen der Vorstadt. Es war kurz nach zehn; kein Mensch mehr zu erblicken; Alles wie ausgestorben; in einer Seitenstraße das Rollen einer Equipage, die kurzen, taktmäßigen Schläge der Trabber auf dem Asphalt. In laugen Reihen die Vorgärten mit den Flieder- und Nothdornbüschen, und hinter jedem konnte doch ein Räuber oder Mörder sitzen! Dort vor einer Hausthür ein inschelndes, zärtliches Bärchen. Und dann drüben schwarze, schwere Landmassen, welche sich nach der Stadt hin in scharfer Linie gegen den leuchtenden Himmel abheben.

Mir war dies Alles neu, ich war noch nie so spät auf der Straße gewesen. Diese lebendige Ruhe, die langen sich verjüngenden Lichterreihen, der altgernde Asphalt, die todtten Häuserfronten mit den schwarzen, grünenden Fensterbänken.

Nun eine breite, mit dicken Kastanien bepflanzte Straße entlang, vollkommen laubüberdacht; doch heller und belebter als die anderen. Kutschen und Droschken fahren in fast ununterbrochener Reihe, Herren und

Damen sitzen zurückgelehnt in den offenen Gefährten. Soviel ich beim Laternenlicht erkennen kann, haben die Gesichter der Insassen meist einen Zug angenehmer Lässigkeit, die Augen einen gutmüthigen Glanz und scheinen mit Behagen auf dem Gesicht der Mitfahrenden zu ruhen.

Plötzlich fühlte ich wie geblendet, tageshell! Ein Laufen und Drängen, ein Lärmen und Rollen! Diese Menschen, diese Wagen! Die schweren Omnibusse poltern über das Steinpflaster, die Passanten drängen auf dem Bürgersteig. Das Läuten der Pferdebahnen, das Rufen der Kutscher! Vom Bahnhof sturmt ein dicker, schwarzer Menschenstrom die breite Freitreppe hinab, wie Blut aus einem pulsirenden Herzen in die Ader.

Daß des Nachts doch soviel Menschen auf den Straßen sind! Jetzt sollten sie schon alle in den Betten liegen; diese Menge einzelner Damen! Wie fein sie aber angezogen sind, wie hübsch sie sind! Diese frischen Farben! Die da mit den Brillantohrringen und dem großen, braunen Hut mit der blauen Feder, und die mit dem hellen Jaquet und den feinen weißen Unterröden! Pfui! Sie hebt aber auch wirklich die Kleider etwas zu hoch!

Das läuft Alles so eilig, als ob es Geld dafür bekäme. Nur die feinen Damen scheinen viel Zeit und Langeweile zu haben, sie bleiben oft stehen, sehen sich um, als ob sie etwas suchen, murmeln vor sich hin, gehen trällernd weiter und mustern die vorübergehenden Herren.

Sie beginnen meine Aufmerksamkeit zu fesseln; aber fein scheinen sie doch eigentlich nicht zu sein, denn manche haben so gewöhnliche Gesichter, breite Mäuler, breite Nasen. Und sieh nur 'mal, die da, die Rothblonde — so rothblondes Haar habe ich doch noch nie gesehen — hat ja auch den niederträchtigen Zug um die Nase, der einzige, der mir manchmal bei — ach ja, wie mag's dem armen Kind noch ergangen sein? —

Pava scheint all das, was um ihn vorgeht, nicht zu betreffen. In seinen Gedanken heimst er wohl wieder einen großen Verdienst ein, oder er verjucht, sich irgendwo etwas zu borgen; er fährt mit den Händen in der Luft umher, bewegt fortwährend die Lippen, ohne auch nur ein Wort hervorzubringen, nimmt plötzlich den Hut ab, fährt sich über die Stirn, knüpft sich den Rock auf, als ob es ihm zu heiß wäre, und eilt dermaßen, daß ich kaum mitkomme.

Die Läden sind schon fast alle geschlossen, doch vor den Schaufenstern der Photographen stehen immer noch die Menschen; trotzdem sie schwerlich etwas sehen können, drücken sie beinahe mit ihren Gesichtern das Glas ein.

Vor den Cafés lange Droschkenreihen mit schlafenden Kutschern. Aus den Kneipen kommen junge Leute, meist in heiterer Stimmung. Entweder unterhalten sie sich laut, singen wohl auch unmelodisch oder bleiben vor einer jener Damen stehen und versuchen, sie in ein Gespräch zu verwickeln.

Plötzlich biegt Vater in einen spärlich erleuchteten Hausflur ein und zieht mich mit sich, einige steile Stufen hinauf. Er öffnet eine Thür. Ein entsetzlicher blauer Tabaksqualm schlägt mir entgegen, benimmt mir fast den Athem. Blendendes Gaslicht läßt mich die Augen einkneifen. Holzgetäfelte Wände; eichene Tische und Stühle; und Menschen — Menschen, wie Radieschen in Bündeln. Breitschultrige alte Herren, von ernstem, vornehmlem Aeußeren; junge Leute mit bunten, dreifarbigem Bändern über der Brust und schwammigen, narbigen Gesichtern; Einige stumpfsinnig vor sich hin, Andere lachen ausgelassen, wieder Andere politifiren mit vom Streit gerötheten Köpfen.

Mir ist dieses Kneipenleben neu. Was machen all diese Leute nur? Warum gehen sie nicht in die frische Luft, wenn sie erholungsbedürftig, sondern sitzen hier eng zusammengelauert in dieser menschenunwürdigen Atmosphäre, trinken dieses bittere Geföß mit einem Wohlbehagen, als ob es Milch wäre?

Endlich finden wir noch einen Platz, gerade am Fenster. Nun hat man doch wenigstens Abseitung und kann hinaus auf die Straße sehen, wo es immer noch wogt und sturmt, drängt und sich staut, wie eine brandende Welle.

„Sieh einmal rüber, mein Sohn, Du hast ja gute Augen, ist da drüben eine Treppe das dritte Fenster offen?“ begann Vater nach einer Weile.

„Ja, und ich glaube, es steht auch Jemand am Fenster, solche kleine, dicke Frau, — wie Mama. Da — jetzt ist sie wieder fort!“

Pava wurde sichtlich unruhiger. Ich sah, daß irgend ein Kampf sich in ihm abspielte. Es schien ihm unerträglich heiß zu sein. Die Zornadern an den Schläfen traten prall und blau hervor; den Athem stieß er ruckweise durch die Nasenlöcher und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. All der Lärm, das Leben und Schwagen um ihn schienen ihm nicht zum Bewußtsein zu kommen. Seine Zigarre war ausgegangen, und er kaute und lutschte an ihr, biß auf ihr umher, ohne auch nur zu wissen, was er that.

Ich fühlte durchaus keine Lust, ihn zu stören oder mit Fragen zu belästigen. Es war mir wünschenswerther, auf die Straße hinauszusehen, das wechselvolle Getriebe an mir vorbeiziehen zu lassen: Arbeiter, Kaufleute, Studenten, Soldaten, alte Herren mit großen Radmänteln und dicken Nacken, viel junges Volk, meist paarweise.

„Georg!“

„Papa?“

„Spring mal rüber, mein Söhnchen, und erkundige Dich, wie es Deiner Tante geht; Du brauchst nicht zu sagen, daß ich Dich geschickt habe.“ Er brachte diese Worte zögernd und unbestimmt hervor.

„Wo wohnt denn Tante Agnes?“

„Da drüben, wo vorhin Mama am Fenster war, das Haus bleibt ja offen.“

Ich ging, wenn auch ungern.

In der Portierloge schlief eine alte Frau.

Breite Marmortreppen, dicke, schalldämpfende Teppiche, Spiegel, Stuhl, Holzschuhereien. Eine schwüle Ruhe und Bornehmtheit, daß man unwillkürlich das Rauschen seidener Kleider zu hören glaubte.

„O, die Leute, die hier daheim sind, müssen aber glücklich sein! Immer so schön gesättigt diese Treppen heruntergehen zu können, keine Sorgen, sich um nichts zu kümmern brauchen!“

Oben klopfte ich. Ein Dienstmädchen, ich hätte sie beinahe für eine richtige Dame gehalten. —

„Was wünschen Sie?“ fragte sie so leise, als ob ihr die Zähne zusammengewachsen und ihr unmöglich wäre, sie auseinanderzubringen.

„Ich möchte meine Mutter sprechen!“

„Ihre Mutter?“ und sah mich von oben bis unten an, als ob ich überhaupt ein Findling wäre.

„Ja, Frau Geiger.“

„Ah so, die Frau, die bei der Frau Rätthin heut zur Nacht bleibt —“

Mir wollte die Galle übergehen, und schon wollte ich ihr grob antworten, als sich weiche schlürfende Schritte der Thür näherten.

„Johanna, wer ist dort?“ flüsterte es.

„Der Sohn von Frau Geiger; er will seine Mutter sprechen.“ Klang es ebenso leise zurück.

Käuspern — Schweigen — nach einer Weile kaum hörbar: „Soll näher treten,“ dann etwas lauter: „Komme nur herein, mein Kind! Nicht wahr, Georg heißt Du?“

Ein Vorraum, in dem jedes Geräusch zu ersticken scheint, dann ein großes Zimmer, eine Lampe mit rothem Schirm; Alles dick und schwer verhangen.

Sieht das hier hübsch aus! So ähnlich hat's ja bei uns auch 'mal ausgesehen! Solche Möbel müssen wir auch 'mal gehabt haben! Ach, hier muß es sich doch schön wohnen, so heimlich, so gemütlich!

Der Aristokrat richtet sich ganz grade auf und legt mir die Hand auf den Kopf. Er ist unbedingt ein hübscher Mensch. Trotz Schlafrock und rothseidener Morgenschuhe hat er auch jetzt noch den Schnurrbart kokett hochgewirbelt. Er will etwas zu mir sagen, mich etwas fragen, scheint aber zersireut keine Worte zu finden. Da klingt plötzlich aus dem Nebenzimmer — die Thür war nur angelehnt — ein lautes, jammerndes, langgezogenes Stöhnen; es wurde wohl durch die Nasenlöcher ausgestoßen, ein Mittel Ding zwischen einem leisen Pfeifen und dem Wimmern eines kleinen Kindes. Ein Aufseufzen, wie ich es öfters gehört hatte, wenn wir Zungen uns rangen, und mein schwächerer Gegner nach langem, mühsamem Widerstand sich in das Schicksal des Unterliegenden ergab.

Der Aristokrat springt hochauf wie ein Gummiball, hält sich beide Ohren zu und rennt aus dem Zimmer.

„Ich kann's nicht mehr hören, ich kann's nicht mehr hören!“

Ich stehe allein und wage nicht einen Fuß vorzusetzen. Im Nebenzimmer leise Mutter's Stimme.

„Nun, Agnes, wie geht's Dir denn? Soll ich Dir etwas reichen? Wein?“

Dasselbe Stöhnen — dann ein schwaches, mir unverständliches Murmeln.

„Mama!“

„Georg!“

Sie tritt herein. Das Licht scheint sie zu blenden, sie überschattet mit der Hand die Augen.

„Was willst Du?“

„Mich erkundigen, wie es Tante Agnes geht.“

„Sag nur Papa — wo seid Ihr?“

„Drüben im Lokal.“

„Es ginge“ — ihre Stimme beginnt zu zittern, sie nimmt die Hand von den Augen, die voll dicker Thränen stehen — schlecht — sehr schlecht — es handelt sich wohl jetzt nur noch um diese Nacht —

Aus dem Nebenzimmer wieder das Stöhnen, dieses Mal leiser, aber durchdringender. — Ein ausklingender, nachzitternder Ton.

Mama eilt hinein. Ich gehe wieder.

Der große Spiegel im Treppenhaus, all dieser bligende Schmutz, der mich vorhin so gefesselt.

„Ich möcht' doch nicht hier wohnen! Da gefällt mir doch meine Hintertreppe mit dem schad-

haften Wandbewurf, den muldigen, ausgetretenen Stufen besser.“

Auf der Straße ist es schon etwas stiller geworden, der geschäftliche Trubel hat jetzt vollends aufgehört, der Wagenverkehr nachgelassen!

Vielen Passanten sieht man die Hast an, heimzukommen.

Vater sitzt immer noch, den Kopf auf die Rechte gestützt, genau in der Stellung, in der ich ihn verlassen habe, nur scheint die Widerstandsfähigkeit seiner Jüge erschlaft, die Augen haben einen matten Glanz bekommen, als ob sie nächtelang sich nicht geschlossen hätten, und das erste Mal fehlte ihnen jener hoffnungsvolle Ausdruck, der sich bei den meisten energielosen Leuten findet. In seinem Gesicht lag der Ausdruck eines Stöhnens, desselben Stöhnens, das ich vorhin bei der Kranken gehört hatte, das der Aufgabe eines nutzlosen Widerstandes.

Vater bemerkte mich erst, nachdem ich wohl schon fünf Minuten neben ihm saß.

„Nun?“

Ich erzählte und dann sah ich wieder zum Fenster hinaus. — Dasselbe wechselvolle Einerlei! Jeder von denen da hat seine eigenen Gedanken. Jeder glaubt etwas Eigenartiges zu sein, seinen unveränderlichen inneren Werth zu haben, und wirklich, Jeder hat auch etwas Eigenes an sich, über das er spötteln würde, wenn er's selbst wüßte. Dieser eine ihm nur eigenthümliche Handbewegung, Der ein Kopfschütteln, Der pflegt den Hut in den Nacken zu legen, Der bis auf die Augen zu rücken. —

Ich spürte noch keine Müdigkeit, trotzdem ich mich hin und wieder eines verhaltenen Gähnens nicht erwehren konnte. Nach einiger Zeit schickte mich mein Vater wieder hinaus, wie es ginge. Ein Achselzucken war die Antwort.

Der Aristokrat war in den hinteren Räumen, er wagte sich nicht mehr nach vorn, aus Furcht vor einer schrecklichen Erinnerung. Alles schlich leise und dumpf. Selbst in den Gesichtern der Diensthoten lag die Schläffheit überreizter Nerven, selbst das Pendel der Stuhuhur schien vor Erwartung zu vibriren.

Jeder ahnte: — jetzt — nein jetzt — und die Berührung zwischen Körper und Lebenskraft ist gelöst.

Keine Thräne, keine Klagen; nur eine schwüle Spannung, wie Sonnenbrand an einem Augusttage!

Mutter allein behielt ihre vollkommene Geistesgegenwart und ruhige Geschäftigkeit. Sie dachte an Alles und Alle; nicht einen Blick wandte sie von der Kranken. Jeden Wunsch schien sie ihr an den Augen abzulesen. Jetzt rückte sie ihr die Kissen gerade, jetzt reichte sie ihr Wein, kühlte ihr die brennende Stirn, deckte ihr die Füße warm zu, sorgte für die Angehörigen, ob der Bruder auch schlief; man möchte für Ewald, Lene und die Wärterin Kaffee machen, möchte die Uhr anhalten — möchte — möchte — — — und wieder ging ich.

Jetzt wars schon fast ganz still auf der Straße. Die Beleuchtung war vermindert worden. In langer Reihe standen die Blechöfen der Asphaltarbeiter und stiechen prasselnd dicke braune Qualmwolken in die stille Luft. Die Gasätherflammen zuckten hell auf, nun schienen sie ganz zu verlöschen. Hier stand eine riesige schwarze Gestalt — das wechselnde Licht ließ sie noch größer erscheinen — mit dem Rücken gegen eine Laterne gestemmt und rührte und stockerte mit einer langen Eisenstange den brodelnden Theer. Da rutschten Andere auf unpolsterten Knien am Boden; aus Blechkannen gossen sie den flüssigen Asphalt, den sie mit Holzplatten glätteten. Eingehüllt in Dunst und Qualm, verschwammen mir ihre Bewegungen. Hier tauchte ein Kopf auf — dort eine Mühe — dort ein nackter, nerviger Unterarm — dort ein gebeugter Rücken — dort eine Holzpantone und ein Fuß, um sofort wieder in dem sich ballenden Rauch verschleiert zu werden und dann ganz zu verschwinden. —

„Papa!“

In der Kneipe war es jetzt auch schon fast leer geworden, nur einige uralte Herren saßen noch dort und disputirten eifrig. Manchmal schlugen sie wohl auch, um ihrem Ausspruch größeren Nachdruck zu geben, mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, oder lachten bei dem, was der Andere sagte,

so laut auf, daß die Wände dröhnten. Ich weiß nicht wie es kam, sie machten auf mich den Eindruck von Cyklopen, und ich sah fast ängstlich hin, ob sie nicht vielleicht einäugig wären.

Vater saß immer noch apathisch.

„Papa!“

„Nun?“

„Man hat mir nichts gesagt!“

„Schlimm!“

Wieder das bellomene Schweigen! Plötzlich sehe ich, wie es drüben hell wird, ein Lichtschein huscht an den Scheiben entlang, kehrt um, läuft wieder nach vorn, wieder nach hinten, die Fenster in der Krankenstube werden aufgerissen, wieder geschlossen. Kurz darauf eilen ein Dienstmädchen und ein Mann, wohl der Portier, Beide ohne Kopfbedeckung, das Mädchen sogar in der Nachtsacke, nur ein Tuch darüber geworfen, aus der Hausthür, der Mann ruft eine Droschke und fährt fort, das Mädchen zieht die Glocke der Apotheke.

Vater schien dies Alles nicht zu bemerken, und ich wagte nicht, ihn darauf aufmerksam zu machen; überhaupt fürchtete ich mich heute vor ihm.

Der Mann da neben mir, das war mein Vater. Er hatte mir im Leben noch nichts Böses gethan, war zwar auch nie liebevoll oder auch nur freundlich zu mir gewesen, und doch liebte er mich. Er hatte für mich gearbeitet, gedurft, gesorgt und gebangt.

Um mich, um uns zu ernähren, lief er Tag für Tag von Morgens bis Abends umher, duckte sich und kroch vor Lumpen und Schwindlern, zermarterte sein Hirn, überreizte seine Nerven, nur um uns den Fluch des Daseins möglichst wenig fühlen zu lassen.

Und ich fürchtete ihn, weil er nicht freundlich zu mir, weil er oft grob und barsch war oder mich garnicht beachtete.

Vater schien mir heut fremder denn je, da es mir unmöglich war, in den Kreis seiner Gedanken einzudringen. Er behandelte mich wie ein Kind, beachtete mich nicht und ich wäre doch schon so gern der Große gewesen, hätte an Allem Antheil genommen, und nun gab es Fragen, die in meiner Gegenwart nicht erörtert wurden, einen wunden Punkt in der Geschichte meines Vaters, der, wenn ich dabei, nicht berührt wurde. Ich empfand es, aber was es war, darüber konnte ich nicht zur Klarheit gelangen. Ich wußte nur, daß wir viele sehr, sehr reiche Anverwandte hatten, aber mit Niemandem verkehrten. Lag die ganze Schuld nur daran, daß wir arm wie Kirchenmäuse waren?

Möglich! Möglich, aber doch nicht wahrscheinlich.

Vater war ein Starrschädel, ein Mensch von großer Körperkraft, aber zu leidenschaftlich, um thatkräftig zu sein. Er ließ sich oft und leicht zu Dingen hinreißen, die ihm nachher leid thaten, wagte aber dann aus Stolz nicht, sein Unrecht einzugestehen.

Es mußte etwas vorgefallen sein, und sein innerer Kampf jetzt mußte andere Gründe haben als die Nahrungsorgen, denen er tagtäglich ins Gesicht sah.

Vater war schon in dem Alter, wo es langsam bergab geht. Die zehn, zwölf Jahre ohne bestimmten scharfbegrenzten Wirkungskreis, die fortgesetzten seelischen Aufregungen hatten das Ihre gethan, um seine Widerstandskraft zu schwächen. Die Krähensfüßchen um die Augen, die breiten Sorgenfalten auf der hohen Stirn begannen sich tiefer und tiefer einzugraben, und er sah noch nichts vor sich, was auch nur einer Hoffnung auf eine sorgenfreie Zukunft im Entferntesten geahnt hätte. Dasselbe nutzlose Ringen, das Leben von der Hand zum Munde, bis man eines Tages zusammenbricht und Frau und unmündige Kinder dem Glend oder der Wohlthätigkeit reicher Verwandten überläßt.

Nein, lieber sich demüthigen!

Es war auch damals unrecht von ihm, Diejenigen, die vielleicht nicht daran schuld waren, die einfahen, daß jede weitere Hilfe den Ruin nur aufhalten, aber nicht verhindern würde, öffentlich zur Verantwortung zu ziehen. Seine sämtlichen Verwandten, die ganze vornehme Welt der Großstadt

erklärte
dunklen
Streng
Er
Recht
legen.
seine
ihm B
wollte
auch f
beginn
auf
vor
Ja
an ih
wünsch
— h
dem
ihnen
es ih
seinem
D
viel
ihrem
mit a
ein gu
Bande
sein?
Hülfe
die ge
garnie
er sich
ging
er no
undfü
G
drüben
eilen
V
Mund
Y
mich
der
Nacht
geschl
ihrer
angri
Ein G
D
Klass
ahn
Dich
Stin
eine
hier
enger
laster
größ
fügte
liefer
Neu
Neu
Darr
verti
einer
der
lung
aller
ein
alte
verl
unn
ihre
welc

erklärte ihn in Verruf. Und das Urtheil dieses dunklen Ehrengerichtes wurde mit unerbittlicher Strenge durchgeführt, schon über zehn Jahre.

Er war im Kampf gegen diese Welt, die ja im Recht war, das sagte er sich oft genug selbst, unterlegen. Er allein hätte ihn ja fortgeführt, aber um seine Frau, die so treu zu ihm hielt, nie Klage oder ihm Vorwürfe machte, um die Zukunft seiner Kinder wollte er sich jetzt — demüthigen, so sauer es ihm auch fiel. Er wollte sich ausöhnen und von Neuem beginnen, und war es auch nur, um endlich wieder auf festem Boden zu stehen, ein Feld zum Arbeiten vor sich zu haben.

Ja, er wollte dem Aristokraten zeigen, daß er an ihm und seiner Familie Antheil nehme. Er wünschte die Versöhnung, denn er war ja vielleicht — hm, vielleicht? — im Unrecht. Waren ihm denn diese Leute fremd? Hundertmal war er bei ihnen gewesen, hundertmal sie bei ihm, damals, als es ihm noch gut ging und alle Welt vor ihm und seinem Geldsack den Hut zog.

Die Frau, die da oben im Sterben lag, hatte viel auf ihn gehalten; er hatte aus Dank dafür ihrem Mann ins Gewissen geredet, wie er sich nur mit anderen Weibern abgeben könne, da er doch so ein gutes, liebes Weib daheim hätte. Und all diese Bande der Verwandtschaft sollten auf immer gelöst sein? Es sollte ihm nicht möglich sein, sich die Hilfe der Andern noch einmal emporzuraffen, sich die gesellschaftliche Achtung — mehr wollte er ja garnicht — wiederzugewinnen? Lange genug hatte er sich ja belogen, hatte gehofft und geharrt. Es ging so nicht weiter, er kam zu nichts. Ja, wenn er noch jung gewesen wäre — aber heut, mit vier- undfünfzig Jahren!

Eine Drohsacke jagt die Straße hinab und hält drüben. Ein alter Herr und der Mann von vornhin eilen in das Haus.

Vater blickt auf, beißt sich in die Lippen, seine Mundwinkel zucken, als ob er weinen wollte.

Wir sitzen Beide in athemloser Spannung. Auch mich erfasst jenes dumpfe, schwere Angstgefühl, ähnlich der Beklemmung, die ich empfinde, wenn ich des Nachts aufwache und sehe, daß die Thür, die ich geschlossen wähnte, weit offen steht und nun mit ihrer schwarzen Höhlung mich unheilverkündend angrinst.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Schubert.

Ein Gedenkblatt zur 100jähr. Geburtsfeier am 31. Jan. 1897.

Von G. Macasj.

Als in der Literatur die Romantik in vollster Blüthe stand und Novalis, Tieck, Schlegel u. A. mit den starr gewordenen Formen der Klassikität und mit ihrer seit Schiller und seinen Nachahmern immer gesteigerten Unnatur brachen und der Dichtkunst neue Wege bereiteten und neue Farben und Stimmungen der Natur zuführten, da begann auch eine Umwälzung auf dem Gebiete der Musik. Auch hier wurden neue Formen geschaffen, frei von dem engen Zwang, welcher auf der klassischen Periode lastete. Während noch Mozart und Haydn sich zum größten Theil in die strengen vorgeschriebenen Formen fügten, die ihnen aus der italienischen Schule überliefert worden waren, begann Beethoven, der größte Revolutionär der Musik, sein ungeheures Werk der Neugestaltung. Er sprengte die engen Fesseln der Harmonie, in welchen der tiefe Geist deutscher Musik verkümmern mußte, und gab den ersten Anstoß zu einer neuen, freieren Auffassung des Rhythmus und der Melodie.

Die Geschichte der Musik ist in ihren Entwicklungstufen aufs Engste verknüpft mit der Geschichte aller Kunst. Ueberall ist es ein ewiges Neugestalten, ein stetes Fortschreiten, ein steter Kampf gegen alte Kunstgesetze, welche ihre Schöpfungswerte verloren und ihre Zeit überdauert haben und nun unnütz geworden sind für die neuen Menschen mit ihren neuen Seelen. Und derselbe schaffende Künstler, welcher einst an dem Aufbau solcher Kunstgesetze

gearbeitet hat, würde in einer späteren Zeit seine eigenen Gesetze umstoßen und neue an ihre Stelle setzen. In diesem Sinne war noch jeder wahrhaft große Künstler Revolutionär, denn jeder mußte zugleich umstoßen, wenn er aufbauen wollte. Das Lebenswerk eines Bach ist mit dem eines Beethoven gleichbedeutend an innerem Werthe, und der Schritt, den die musikalische Entwicklung von Bach zu Beethoven machte, ist eben so groß, wie etwa der Schritt von Beethoven zu Wagner. Es ist in der Musik, wie in der Literatur: nur empfindet man für gewöhnlich einen musikalischen Umsturz nicht als solchen. Könnten aber die Töne eines Beethoven sprechen, mit Worten sprechen, würden sich seine Rhythmen in klare Gedankensätze verwandeln können, so wären sie eine Predigt von Sturm und Aufruhr, so wie es oft die Werke von Dichtern sind, die um ihrer Worte und Gedanken willen stets mit den herrschenden Mächten zu ringen haben. Aber einen musikalischen Revolutionär hat man noch zur keiner Zeit und in keinem Staate als gefährlichen Menschen unschädlich gemacht.

Beethovens Erbe, freilich in einem ganz anderen Sinne, sollte Franz Schubert werden, dessen Andenken wir heute feiern, — Schubert, der größte Lyriker der deutschen Musik und, neben Mozart, der melodienreichste und fruchtbarste Künstler.

Was Schubert seine eigenartige Bedeutung als Lyriker giebt, hat sein Biograph Niggli* kurz folgendermaßen charakterisirt:

„So wenig die Komponisten aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die sich der Pflege des Einzelgesanges zuwandten, die geschlossene, strophisch gegliederte Form des Volksliedes hierfür benutzten, sondern den poetischen Gehalt in den kunstvollen Formen der Arie, des ernsten Rezitatives, der Kantate usw. musikalisch auszudrücken suchten, ebenso wenig fanden unsere klassischen Meister Haydn, Mozart, Beethoven die der gleichzeitigen dichterischen, insbesondere der Goetheschen Lyrik entsprechende Liedform. Von dem Bestreben ausgehend, die lyrische Stimmung möglichst tief zu fassen, jeden einzelnen Gefühlszug möglichst erschöpfend darzustellen, zugleich beeinflusst von den ihrer ganzen Geistesrichtung besser entsprechenden großen Instrumentalformen, durchbrachen sie das einfach gebaute Versgefüge des Liedes und erweiterten dasselbe zur breitangelegten Szene. Man erinnere sich beispielsweise des ganz in der Weise eines Sonatensatzes gehaltenen Schäferliedes von Haydn: „Stets sagt die Mutter, püß dich“ oder des Mozartschen „Leichens“, das, den verschiedenen Erzählmomenten entsprechend, in eine Reihe mehr oder weniger selbstständiger Partien zerfällt, oder endlich der „Abelaide“ Beethovens, in welcher jeder Zug des landschaftlichen Bildes in Tönen gemalt ist und die Einheit des Gedichtes wesentlich nur durch die gleichmäßig süße Gluth der Darstellung auch musikalisch gewahrt wird. So blieb es einigen kleineren Talenten des mehr reflektirenden als naiv schöpferischen Nordens vorbehalten, den Liedstil in Tönen zu entdecken und bis zu dem Grade zu pflegen, daß es nur noch der Erscheinung eines musikalischen Genies bedurfte, damit auch auf diesem Boden Vollenbetes erblühe. J. Fr. Reichardt (1751—1814) und Fr. Zelter (1758—1832) waren die Komponisten, welche wesentlich im Anschluß an die Goethesche Lyrik zuerst die den Vers durchziehende Sprachmelodie in Töne zu fixiren und möglichst getreu nachzubilden versuchten. So gewannen sie die dem Strophengesang gemäße, symmetrisch gegliederte Form, welche einerseits die Einheit der Stimmung getreu wahrt, andererseits aber doch die Möglichkeit gewährt, durch sein abgeflusstes Deklamation wie harmonischen Reichthum des Akkompagnements jede Gefühlsschattirung, ja das einzelne Textwort sinnvoll wiederzugeben. — Den verheißungreichen Keim zur Blüthe zu entfalten, das war freilich erst Schubert beschieden, dessen charaktervolle Deklamation das trocken ängstliche Rezitiren jener Vorgänger ebenso überragt, wie der Schönheitszauber seiner Kantilene ihre meist

dürftige, oft an den Bänkelgesang anstreichende Melodik.“

Soweit der Biograph.

Aber ebenso, wie sich Schubert durch die Form und Art seines Liedes von allen Vorgängern unterschied, ebenso auch durch die Wahl seiner Stoffe. Und gerade dadurch ist er zu dem großen Volkskünstler geworden, dessen tief sinnige, rührend einfache Kraft aus den tiefsten Quellen des Volksgefühls schöpft und all die tausend Lebensvorgänge mit nie erschöpfendem Melodienreichtum umkleidet. Darum sagt Robert Schumann von ihm, er habe Töne erfunden für die feinsten Empfindungen, Gedanken, ja Begebenheiten und Lebenszustände. So tausendgestaltig sich des Menschen Dichten und Trachten breche, so vielfach sei die Schubertsche Musik. Was er anschau mit dem Auge, berühre mit der Hand, das verwandle sich in Musik — er sei der Ausgezeichnetste nach Beethoven, der als Todfeind aller Philisterei Musik im höchsten Sinne des Wortes gemacht habe.

Wie innig verwandt große Kunst mit echter Volkskunst ist, geht schon daraus hervor, daß es stets die größten und naivsten Künstler waren, welche den Volksston zu treffen wußten. Sobald derselbe aber, wie es leider heutzutage geschieht, in die Hände von Stimpern geräth, verwandelt sich das echte schlichte Gold der Volkspoesie in elenden, glänzenden Flitter. Man sehe nur, was zum Beispiel aus dem Volksliede geworden ist, seit es von den überall grassirenden sogenannten Männergesangsvereinen in Masse gepflegt wurde. Das Lied, welches jetzt als Volkslied gilt, ist schon lange kein solches mehr. An die Stelle inniger, gesunder Gefühle ist eine tränkliche, groteske Sentimentalität getreten; an Stelle des naiven, klaren Ausdruckes ein Gemisch von verzerrten Phrasen, deren Zweck einzig und allein ist, auf die geschmacklose Nährseligkeit eines gänzlich verbildeten Publikums zu wirken. Und die Stoffe? Sind sie überhaupt noch aus dem Leben des Volkes geschöpft? Nein. Das Leben des Philisters, das Leben der Großstadt giebt dem heutigen Volksliede seine Sujets. Da wird die unwahre Mutterliebe, vielmehr Affenliebe, in rührenden Manschereien besungen, da werden falscher Glaube und falsche Gefühle in stets wiederkehrende sentimentale Musikkappen gekleidet. Und die Natur, die große, und die Einigkeit des Volksempfindens mit dieser Natur, wie sie einst das Volkslied stets wieder besang, diese ganze Natur ist zu einem Wald geworden, einem Ausflugswald, in den die biederen Vertreter heutiger Volkspoesie mit ihren Weibern und Kindern schinkenbeladen ihre Sonntagspartien machen, um dann das Volklied dieser Kategorie brüllen zu können: „Wer hat dich, du schöner Wald — —“

Der Schritt von dieser Pflege des Volksliedes bis zum Tingeltangel, der Stätte, wo der Volkshumor zur Skarratur wurde, ist kein großer. Bedauerlich aber ist, daß die Verfeinerung echter Volkspoesie von den Städten aus auch unter das Volk selbst gedrungen ist, das heutzutage seinen besten und edelsten Schatz alter Poesie und alter Lieder garnicht mehr kennt und statt dessen die jeweilig in Mode gekommenen Gassenhauer singt, die ihm von den Männergesangsvereinen für wahre Poesie aufgelogen werden.

Und inmitten dieser Verzerrungen, dieser Verlogenheit und kläglichen, impotenten Musik-Sentimentalität steht Schubert, der Schöpfer des modernen Liedes, da, in seiner lieblichen Einfachheit und tiefen, weichen Kraft. —

Zum Schlusse aber wollen wir über den Künstler den Menschen nicht vergessen. Es ist wenig aus dem kurzen, leider zu kurzen Leben des Meisters zu berichten.

Franz Schubert wurde als vierzehntes Kind seiner Eltern am 31. Januar 1797 im Hause zum rothen Kreuzen Nr. 72 der Vorstadt Dinnelstorfgrund zu Wien geboren. Der alte Schubert war Schullehrer bei der Pfarrei Zu den vierzehn Nothhelfern in der Vorstadt Lichtenthal, und mochte wohl oft über den Segen, den ihm diese Heiligen bescherten, sorgenvoll den Kopf geschüttelt haben.

* Musikbiographien bei Reclam, 10. Band,

Bis zu seinem zehnten Jahre blieb Schubert im väterlichen Hause. Mit fünf Jahren bekam er von seinem Vater den Elementar-Unterricht und — so lauten die Aufzeichnungen des Vaters — „im sechsten Jahr ließ ich ihn die Schule besuchen, wo er sich immer als der erste seiner Mitschüler auszeichnete.“

Schon früh begann sich die Liebe zur Musik in ihm zu regen. Als er später von Michael Holzner, Chorregenten von Lichtenhal, Singunterricht erhielt, versicherte dieser oft unter Thränen, daß er noch nie einen solchen Schüler gehabt habe. „Wenn ich ihm was Neues beibringen will,“ erklärte dieser, „so hat er es schon gewußt.“

Im Oktober 1808 wurde der Knabe, nachdem er den beiden Hofkapellmeistern Salieri und Eybler vorgestellt worden war, in die kaiserliche Hofkapelle aufgenommen. Bald wirkte er dort nicht nur als Bratschist und Geiger mit, sondern in Abwesenheit des Dirigenten Nuzsiska leitete er auch die ganze Kapelle. Um diese Zeit entstanden seine ersten, aber noch unbedeutenden Compositionen: „Sagars Klage“ und „Der Baternmörder“.

In den Jahren 1814 bis 1816 mußte Schubert, der inzwischen aus der Hofkapelle ausgetreten war, eine Lehrerstelle in seines Vaters Schule annehmen. Innerlich widerstrebend ertrug er doch dieses Joch, und gerade in diese Jahre fällt eine unerhörte Produktivität. Erwähnen wollen wir nur einige von den größeren Arbeiten: Die Zauberoper „Des Teufels Lustschloß“, die Opern und Singspiele „Der vierjährige Posten“, „Fernando“, „Claudine von Villa Bella“, „Die beiden Freunde von Salamanka“, „Der Spiegelritter“, „Der Minnesänger“ und „Adrast“. Ferner die G-Dur Messe, eine in B-Dur, das erste Stabat Mater, das Streichquartett in G-Moll, zwei Klavier-sonaten und die Symphonien in B- und D-Dur.

Weit bedeutender aber als alle diese Arbeiten, von denen besonders die Opern den Stempel der Jugendlichkeit und Ungleichmäßigkeit an sich tragen, sind die Lieder für eine Singstimme, von welchen er schon im Jahre 1813 viele komponirt hatte.

Von da an begann seine fast ausschließliche Vorliebe für das Lied. In das Jahr 1814 fallen „Sehnsucht“, „Thekla“, „Glysum“, „An Emma“, „Das Mädchen aus der Fremde“, „Der Taucher“ u. a. Nachhaltiger als Schiller beschäftigte ihn später, von Mathisson abgesehen, dessen Einfluß auf ihn kein sonderlich guter war, Ossian und Goethe.

Die Lieder aus dieser Epoche gehören zu dem Schönsten, was Schubert an edler Einfachheit und Tiefe des Ausdrucks geschaffen hat. Wir erwähnen nur: Das liebliche „Näherdölein“, „Wonne der Wehmuth“, „Trost in Thränen“, „An Mignon“, „Meeresstille“ und den gewaltigen, hinreißenden „Erlkönig“.

Im Jahre 1818 kam Schubert zum ersten Mal in die Fremde, nach Ungarn, wo er sich mit slavischen Volksweisen bereicherte.

Die ersten bedeutenden Erfolge errang Schubert im Jahre 1821 mit der Veröffentlichung seiner Lieder. Damals aber beschäftigte er sich auch schon wieder mit musikalisch-dramatischen Compositionen.

Im Jahre 1825 schrieb Schubert die romantische Oper „Alfonso und Estrella“, welche aber bei seinen Lebzeiten nicht zur Aufführung kam. Erst 1854 gelangte sie unter Mithilfe Franz Liszts in Weimar zur ersten Darstellung, aber ohne besonderen Erfolg. Liszt selbst nennt sie ein Singspiel, keine Oper, und sagt, der Grund ihrer unzureichenden Wirkung liege nicht bloß in dem schwachen, handlungsarmen Libretto, sondern auch in Schuberts Mangel an dramatischer Auffassung und szenischer Erfahrung.

Besseren Erfolg hatte Schubert mit einem anderen Bühnenwerke aus dem Jahre 1823, mit dem Drama „Rosamunde, Fürstin von Cypern“. Dieses „roman-

tische Schauspiel“ gelangte am 20. Dezember 1823 im „Theater an der Wien“ zur ersten Aufführung. Die Musik besteht aus einer Reihe lose zusammenhängender Gesangs- und Instrumentalsätze. Hervorzuheben sind davon die schöne F-Moll-Romanze „Der Vollmond strahlt“ und der Geistergesang.

Schon wenige Wochen vollendete der Komponist ein anderes Bühnenwerk von noch größerem Umfang, die heroisch-romantische Oper „Fierrabras“. Aber auch diese erlebte das Schicksal von „Alfonso und Estrella“. Treffend sagt Hanslick über das Textbuch zu dieser Oper: „Es ist ein trauriges Prototyp für die ganze Gattung jener heroisch-romantischen Opern, welche einst zu Dugenden die deutsche Bühne beglückten. Es wird dabei ein vollständiger Kindheitszustand des Publikums vorausgesetzt und eine ebenso vollständige Resignation des Komponisten auf Alles, was Poesie, Geschmack und Zusammenhang heißt. Die Oper spielt am Hofe Karls des Großen, es fehlt also nicht an Prunk und prahlerischen Kriegsvirtuosen. Wer nur auftritt, ist ein Held ohne Gleichen.“

Im selben Jahre noch schrieb Schubert, dem



Franz Peter Schubert.

(Nach einem alter. Porträt.) Aufhänger des 100-jährigen Geburtsjahres (31. Januar 1897).

„nun einmal der Theaterdämon im Nacken saß“, eine einaktige Operette, „Die Verschworenen“. Den leichtsten, singspielartigen Stoff wählte Schubert mit solcher Zartheit und Grazie zu bearbeiten, daß dieses kleine Werk zu seinen besten dramatischen Schöpfungen gehört.

In den Jahren 1823 und 1824 entstand der herrliche Lieder-Cyklus „Die schöne Müllerin“, eine Novelle in Liedern. Trotz der freien, zwanglosen Behandlung ist dieser Cyklus ein Meisterwerk geschlossener Harmonien, die sich, bis aufs Feinste manciert, aneinanderreihen zu einem vollendeten Tonwerk. „Dankeagung am Bach“, „Bächlein, laß dein Mäuschen sein“, „Meine Laute hab ich gehängt an die Wand“, „Die liebe und die böse Farbe“ sind die herrlichsten Blüten aus diesem duftenden Kranz von Melodien. „Hier“ — schreibt Louis Köhler — „löste Schubert die Liebweise von der Form des Allgemeinen und individualisirte sie. Seine Lieder sind durch und durch neu, in der Melodie, wie in der Begleitung, in der Harmonik, wie im ganzen Satz. Schuberts Melodie hat die Springkraft, das Quellende eines plötzlich natürlich Entstehenden und bewährt doch zugleich die höchste, künstlerische Bildung.“

Die Jahre 1824 und 1825 verbrachte Schubert

nochmals in Ungarn und in der Steiermark. Hier entstand eine Reihe symphonischer Arbeiten und eine Anzahl Tänze, an welchen sich der Einfluß der Zigeunermusik geltend macht.

In das Jahr 1826 fällt auch der Lieder-Cyklus „Winterreise“, aus welchem die an düsterer Verzweiflung und Schwermuth reichen Lieder „Der Wegweiser“, „Das Wirthshaus“ und „Der Leiermann“ hervorzuheben sind.

Im März 1828 entschloß sich Schubert, nach langem Widerstreben, zu einem Konzert, welches im Lokal des österreichischen Musikvereins stattfand. Die traurige, materielle Lage des Komponisten aber, welcher Zeit seines Lebens aus Armuth und Schulden nicht herauskam, vermochte auch dieser geringe Erfolg nicht zu verbessern.

Die Lieder dieses Jahres, des letzten Lebensjahres, gehören zu den besten, welche Schubert je geschaffen. „Das Bild“, „Der Atlas“, „Die Stadt“, „Das Fischermädchen“ u. a. wurden hernach in dem Cyklus „Schwanengesang“ vereinigt.

Im Oktober 1828 verschlimmerte sich der Zustand Schuberts auf Besorgniß erregende Weise. Als er am 31. Oktober im „Gasthaus zum rothen Kreuz“ einen Fisch essen wollte, fiel ihm plötzlich Oel an, als hätte er Gift genossen. Von diesem Augenblick an nahm er außer Arzneien nichts mehr zu sich.

Am 3. November begab er sich nochmals früh Morgens nach Vernal, wo seines Bruders Nequiem aufgeführt wurde. Es war die letzte Musik, die er vernahm. Am 16. November schlossen die Aerzte auf Ausbruch des Nervenfiebers. Vom 17. Abends an nahm das Deliriren zu. Zwei Tage darauf nahm ihn der Tod, den er in Tönen so ergreifend geschildert hatte, sanft hinweg. „Ihm“, schreibt sein Biograph, „verdankt die deutsche Nation den unbestrittenen Ruhm der liederreichsten unter den Völkern, und so lange der Gehirne auf den Lippen der Deutschen nicht ausstirbt, werden auch Schuberts Lieder in Menschenherzen tröstlichen und beseligenden Widerhall finden.“

Ein Märtyrer der Schule.

Novelle von Henrik Ibsen.
(Schluß.) Deutsch von W. Thal.

So brachte Michel einmal mehrere Nächte, um mich nicht zu stören, in einem ungeheizten Zimmer zu. Als ich es bemerkte, rief ich ihn

in mein Zimmer und ging noch einmal mit ihm alle seine Lektionen durch, um ihm zu beweisen, daß er sie wußte und daß es unnütz war, sich so der Erkältung auszusetzen.

Aber schließlich fing ihm der Kopf an zu wirbeln, und er wußte selbst nicht mehr, ob er seine Lektionen begriffen hatte oder nicht. Er verlor seine Kräfte, er verlor seine Farbe und wurde immer düsterer und schweigsamer.

So vergingen Tage und Wochen, und obgleich der Aermste seine Anstrengungen verdoppelte, so wurden die Resultate doch jeden Tag unbedeutender. Die Briefe, die Fran Marina schrieb, machten das Uebel noch schlimmer. „Der liebe Gott hat Dich mit ganz besonderen Fähigkeiten begabt, und darum habe ich die feste Ueberzeugung, daß Du mein Vertrauen nicht täuschen wirst. Ich hoffe, mein Sohn, Du wirst meine Stütze werden.“

Als das Kind zum ersten Mal einen solchen Brief empfing, packte es mich bei den Händen und hörte trotz des Schluchzens, das ihn erstickte, nicht auf anzurufen:

„Was soll ich thun? Was kann ich thun?“

In der That, was sollte er thun? War es denn seine Schuld, wenn er mit einem so mangelhaften Sprachtalent auf die Welt gekommen war?

Inzwischen nahte das Allerheiligenfest. Die Noten des letzten Vierteljahres ließen viel zu wünschen übrig; in den drei wichtigsten Gegenständen hatte Michel nur „wenig befriedigend.“ Ich gab seinen inständigen Bitten nach und schickte die Zensur nicht an Frau Marina.

„Lieber Herr Wolski“, sagte er zu mir, die Hände wie zum Gebet faltend, „Mama weiß nicht, daß es zu Allerheiligen Zensuren giebt, schicken Sie sie, bitte, nicht ab, vielleicht hat der liebe Gott zu Weihnachten ein wenig Mitleid mit mir.“

Der arme Junge wiegte sich in der Hoffnung, er werde die Scharten noch auswegen können, und, aufrichtig gestanden, glaubte ich es auch, sonst hätte ich an Frau Marina geschrieben und ihr den wahren Stand der Dinge mitgeteilt.

Meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen. Gleich nach Allerheiligen bekam er drei sehr gute Noten, eine darunter im Lateinischen. Michel allein von allen Schülern seiner Klasse hatte gewünscht, daß das Perfect von „gaudeo“ „gavisus sum“ heißt.

Seine Freude war so groß, daß ich glaubte, er würde darüber den Verstand verlieren.

Er schrieb einen Brief an seine Mutter, der so anfing:

„Liebe, gute Mama! Weißt Du, wie das Perfect von gaudeo heißt? Nein, das weißt Du nicht! Weder Mama noch Lina wissen es, und von meiner ganzen Klasse habe nur ich, ganz allein, es gewünscht!“

Aber ach, dieses Glück dauerte nicht lange, und ein unglücklicher Zufall machte die so mühsam erungene Position wieder zu nichts.

Michel und Ostrowski vergaßen eines Tages, mir mitzutheilen, daß sie für den nächsten Tag ein Exerzium anzufertigen hatten. Ostrowskis Nachlässigkeit wurde nicht bemerkt, denn er war der Erste in seiner Klasse. Doch anders war es mit Michel bestellt. Man machte ihm nicht nur im Beisein der anderen Schüler heftige Vorwürfe, sondern drohte ihm sogar mit Verweisung von der Schule. Man nahm an, er hätte mir von dem fraglichen Exerzium nichts gesagt, um es nicht machen zu müssen; obwohl das Kind nicht zu der geringsten Lüge fähig war, so hatte es doch kein Mittel, seine Unschuld zu beweisen. Er hätte allerdings sagen können, Ostrowski hätte es auch vergessen, doch das wäre gegen den Ehrentempel der Schüler gewesen, und als ich zu behaupten versuchte, eine Lüge wäre von Seite Michels undenkbar, erwiderte man mir, ich unterstütze die Faulheit des Jungen noch. Dieser Vorfall stimmte mich tieftraurig und Michels Zustand verschärfte meine Krankheit noch. Am Abend desselben Tages fand ich ihn, wie er sich den Kopf mit beiden Händen hielt und fortwährend vor sich himmelmelte: „Mein Kopf, mein Kopf, mein armer Kopf!“

Ein Brief, den er am folgenden Tage empfing,

war für ihn ein neuer Schlag. „Oh, was ich meiner Mutter doch für Stummer bereite!“ rief er und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Am nächsten Tage, als ich ihm half, seine Schultasche aufzuschwappen, wankte er und fiel fast zur Erde. Ich wollte ihn nicht zur Schule gehen lassen, doch er versicherte mich, es hätte nichts zu bedeuten, und bat mich nur, ich möchte ihm Jemanden mitschicken, denn er fürchtete, vom Schwindel ergriffen zu werden.

Am Mittag kam er nach Hause zurück und

Mutter gequält, und an den Schmerz, den er ihr wider Willen bereitete.

Der Pfarrer von Talefino schrieb auch von Zeit zu Zeit an Michel, mit vieler Liebe, aber ohne die geringste Klugheit. Alle seine Briefe endigten mit den Worten: „Erinnere Dich, mein Kind, daß von Deinem Betragen und von Deinen Fortschritten in der Schule nicht nur die Ruhe und das Glück Deiner Mutter, sondern auch ihre Gesundheit und ihr Leben abhängen.“ Das arme Kind dachte daran; es dachte nur allzu sehr daran; und selbst im Schlummer wiederholte er sehr oft mit klagender Stimme: „Mama! Mama!“ als wollte er sie für irgend Etwas um Verzeihung bitten.

Seine Zensuren wurden dabei immer schlechter. Es kam Weihnachten heran, und die Hoffnung, Alles gutzumachen, schwand von Tag zu Tag. Ich schrieb an Frau Marina, denn ich hielt es für richtiger, sie aufzuklären. Ich schrieb ihr offen, ohne Umschweife, das Kind wäre schwach, kränklich, von angestrengter Arbeit erschöpft und hätte, trotz seiner beständigen Anstrengungen, das Ziel nicht erreicht. Ich sagte ihr auch, es wäre am besten, Michel zur Weihnachtszeit aus der Schule zu nehmen und aufs Land zu bringen; vor Allem müßte man an seine Gesundheit denken.

Obwohl man mir in der Antwort zu verstehen gab, daß die mütterliche Güte leicht verletzt war, so war der Brief doch das Werk einer zärtlichen und vernünftigen Mutter. Ich sagte Michel nichts, weder von dem Briefe, noch von der Absicht, ihn aus der Schule zu nehmen. Ich sagte ihm nur, daß seine Mutter auf jeden Fall wüßte, daß er fleißig sei und daß er bei ihr stets die zärtlichste Rücksicht finden würde. Diese Worte thaten ihm unendlich wohl; er weinte, aber ohne Bitterkeit; dann sagte er:

„Mein Gott! was bereite ich doch meiner armen Mutter für Kummer!“

Trotz seiner Thränen lächelte er jedoch, denn er dachte, daß er bei ihr auf dem Lande sein und seine Mutter, die kleine Lina, Talefino und den Pfarrer Malicki wiedersehen würde. Und auch ich hatte Gile, nach Talefino zu kommen;

denn ich konnte es nicht mehr ertragen, das Kind in diesem Zustande zu sehen.

Aber Alles schien sich gegen ihn zu verschwören. Es war als Sprachübung Vorschrift, daß die Kinder sich untereinander der Sprache bedienen sollten, die gerade den Lehrgegenstand des betreffenden Tages bildete. Michel vergaß das einmal; er wurde beschuldigt, er demoralisiere seine Mitschüler und erhielt von Neuem eine öffentliche Rüge. Dieser Vorfall ereignete sich wenige Tage vor den Ferien und nahm für Michel eine übertrieben ernste Bedeutung an.

In kurzer Zeit bekam sein frisches Kinderge Gesicht einen tragischen Ausdruck und seine Augen blickten wie die eines verwundeten Vogels. Dann wurde



Im Stornfeld. Von Ludwig Stafigl.

brachte wieder eine schlechte Note für eine Lektion mit, die er am Abend genau gewünscht hatte. Wie Ostrowski sagte, hätte er Furcht bekommen und nicht drei Worte sprechen können.

Das genügte, um die vorgefaßte Meinung zu bestätigen, er wäre ein fauler und beschränkter Junge. Er kämpfte mit der Verzweiflung eines Schiffbrüchigen gegen solche Vorwürfe an, aber leider vergeblich. Eines Tages verlor er sogar den Glauben an sich selbst und das Vertrauen auf seine eigenen Kräfte. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß alle Anstrengungen, Arbeit und Willenskraft unnütz wären und daß er nie seine Lektionen lernen würde. Gleichzeitig wurde sein Geist durch den Gedanken an seine

er plötzlich nachdenklich und nachlässig; seine Bewegungen waren die eines Automaten; seine Stimme wurde schläfrig und er sprach nur wenig. Auch still wurde er, seltsam still und ruhig. Er gehorchte mechanisch, ohne zu wissen, was er that. Wenn ich ihm sagte, es wäre Zeit zum Spazierengehen, dann machte er keine Einwände mehr wie früher, sondern holte seinen Hut und folgte mir stillschweigend.

Ich wäre über die Veränderung, die ich an ihm bemerkte, glücklich gewesen, hätte ich nicht gesehen, daß in dieser scheinbaren Gleichgültigkeit die tiefe, schmerzlichste Enttäuschung lag. Er setzte sich wie gewöhnlich an die Arbeit, aber er lernte nur noch gewohnheitsmäßig und dachte, während er die verschiedenen Verba konjugierte, an etwas ganz Anderes, oder, was noch schlimmer war, er dachte an nichts. Als ich ihn einmal fragte, ob er seine Aufgaben gelernt hätte, antwortete er mir mit seiner langsamen Stimme: „Ach, Herr Wolski, das ist ja Alles unnütz.“ Ich meinerseits that mein Mögliches, um den Gedanken an seine Mutter aus seinem Geiste zu verbannen, denn ich fürchtete von diesen Grübeleien für ihn das Schlimmste.

Seine Gesundheit erfüllte mich jeden Tag mit größerer Unruhe, denn er fing an, in erschrecklicher Weise abzumagern.

Mein Herz presste sich zusammen, wenn ich diesen kleinen Engelskopf betrachtete, der an eine auf ihrem Stengel vertrocknende Blume erinnerte. Er hatte schon nicht mehr die Kraft, seine Schulmappe zu tragen, daher gab ich ihm nur einige Bücher mit und brachte die anderen selbst zur Schule, wohin ich ihn seit einiger Zeit stets begleitete.

Endlich kam das Weihnachtsfest. Die Pferde, die man aus Talefino geschickt, warteten schon seit zwei Tagen, und ein Brief von Frau Marina, der zu gleicher Zeit anlangte, theilte uns mit, daß wir mit Ungeduld erwartet wurden.

„Lieber Michel,“ schrieb sie zu Ende des Briefes, „ich habe erfahren, daß Du in der Schule nicht glücklich gewesen bist. Ich erwartete kein hervorragendes Zeugniß, aber ich wünschte wenigstens, Deine Lehrer wären ebenso wie ich überzeugt, daß Du Dein Möglichstes gethan und durch Dein Betragen das wieder gut zu machen gesucht hast, was Dir in den Leistungen nicht gelungen ist!“

Aber die Lehrer waren durchaus nicht dieser Ansicht, und auch die Hoffnung, eine gute Zensur im Betragen zu erhalten, wurde zu nichts, ja, noch mehr, man erklärte ihm ohne Umschweife eines Tages, daß er die Schule von nun an nicht mehr besuchen dürfe.

Als er Abends nach Hause kam, theilte er mir seine Relegation mit. Es war fast dunkel im Zimmer, denn draußen fiel dichter Schnee; ich konnte sein Gesicht also nicht sehen. Ich bemerkte nur, daß er zum Fenster trat und dort stehen blieb, um auf die Schneeflocken, die in der Luft herumwirbelten, hinzustarren.

Ich hielt es für das Beste, garnicht mit ihm von der Schule zu sprechen, und so blieben wir still und traurig fast eine Viertelstunde lang. Inzwischen war die Dämmerung vollständig hereingebrochen. Ich fing an, meine Sachen in einen Koffer zu packen, und da ich sah, daß Michel sich nicht vom Fenster fortzurückte, so fragte ich ihn schließlich:

„Was thust Du da, Michel?“

Er antwortete mir mit zitternder Stimme: „Jetzt sitzt Mama mit Lina am Ofen des grünen Zimmers, nicht wahr? Vielleicht denkt sie an mich!“

„Wahrscheinlich! Aber warum zittert Deine Stimme so? Bist Du krank?“

„Nein, Herr Wolski, mir fehlt nichts; mich friert nur!“

Ich entkleidete ihn sofort und legte ihn ins Bett. Während ich ihm seine Kleider auszog, betrachtete ich mit einem Gefühl tiefen Mitleids seine armen abgemagerten Beine und seine kleinen winzigen Hände. Dann gab ich ihm Thee und deckte ihn mit Allem zu, was ich bei der Hand hatte.

„Ist Dir jetzt warm?“ fragte ich ihn.

„Ach ja, aber der Kopf thut mir weh!“

Bald schlief das von Ermattung und Leiden gebrochene Kind ein, während ich die noch übrigen

Sachen in seine und meine Koffer packte. Ich war selbst ein wenig leidend, legte mich ebenfalls nieder, blies das Licht aus und schlief bald ein. Gegen drei Uhr Morgens wurde ich durch das Licht und das mir so wohlbekannte monotone Murren aufgeweckt. Ich öffnete die Augen und mein Herz erzitterte schmerzlich in der Brust bei dem Schauspiel, das sich mir bot. Die Lampe brannte auf dem Tisch und Michel saß, nur mit seinem dünnen Hemde bekleidet, bei einem Buche. Mit hochrothen Wangen, halbgeschlossenen Augen und den Kopf leicht nach hinten geneigt wiederholte er mit seiner schläfrigen Stimme:

Konjunktiv: „Amem, ames, amet, amemus, ametis, ament.“

„Michel!“ rief ich.

„Amem, ames, amet . . .“

Ich packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn. Jetzt erst schien er zu erwachen. Er zwinkerte mit den Augen und sah mich erstaunt an, als wenn er mich nicht erkannte.

„Was thust Du da? Was hast Du denn, mein Kind?“

„Ich repetire Alles, Herr Wolski,“ antwortete er mir lächelnd; „ich repetire Alles von Anfang bis zu Ende; denn ich muß morgen auf jeden Fall eine gute Note bekommen.“

Ich nahm ihn in die Arme und trug ihn auf sein Bett. Sein kleiner Körper brannte wie Fener. Dann ließ ich sofort den Arzt rufen, der glücklicherweise mit uns in demselben Hause wohnte. Er untersuchte ihn nicht erst lange, sondern erklärte die Krankheit als ein Nervenfieber, das eine sehr eruste Wendung zu nehmen schien.

Ich sandte einen Brief an Frau Marina; und am nächsten Tage verkündete mir ein heftiger Zug an der Klingel, daß sie angelangt war. Ich öffnete ihr die Thür und sah, daß sie weiß wie eine Kerze unter ihrem schwarzen Schleier war.

Mit außergewöhnlicher Kraft stützte sie ihre Hand auf meine Schulter, heftete einen durchdringenden Blick auf mich und fragte mich kurz:

„Lebt er?“

„Ja, der Arzt sagt, es gehe besser.“

Sie warf ihren mit Schnee bedeckten Schleier zurück und lief in das Zimmer ihres Sohnes. Ich hatte gelogen. Michel lebte noch, aber es ging nicht besser. Er erkannte nicht einmal seine Mutter mehr, als sie sich an sein Bett setzte und die Hand des Kindes ergriff.

Endlich kam er wieder zu sich, erkannte sie, lächelte matt und murmelte:

„Mama!“

Sie ergriff seine beiden Hände und blieb so mehrere Stunden bei ihm sitzen, wobei sie sogar vergaß, ihre Reisekleider auszuziehen. Als ich sie darauf aufmerksam machte, antwortete sie mir mechanisch:

„Ich hatte es vergessen!“

Sie nahm ihren Hut ab, und eine seltsame, schmerzliche Ueberraschung ward mir zu Theil. Viele Silberfäden zogen sich jetzt durch ihr blondes Haar.

Sie wollte selbst dem Kleinen die Eiskompressen auf den Kopf legen und ihm seine Medizin reichen. Am Abend wurde das Fieber stärker. Im Delirium mengte das Kind Worte aus der lateinischen und griechischen Sprache durcheinander, die es plötzlich zu dekliniren und konjugiren begann. Um seiner Mutter eine Ueberraschung zu bereiten, hatte der arme Junge die zum Mehlbeiste notwendigen Antworten auswendig gelernt. Ein Schauer der Angst schüttelte mich jetzt von Kopf bis Fuß, als ich in der Stille der Nacht das elfjährige Kind mit langsamer, immer schwächer werdender Stimme die Worte sprechen hörte:

„Deus meus, Deus meus, quare me repulisti, d. h. Gott, mein Gott, warum hast du mich verstoßen. Ich kann den tragischen Eindruck, den diese Worte auf mich hervorbrachten, nicht beschreiben. Es war am Tage vor Weihnachten. Von der Straße her drang das Schreien der Männer und das Glockenläuten der Schlitten bis zu uns. Es war vollständige Dunkelheit hereingebrochen. Auf der anderen Seite der Straße sahen wir in der gegenüber-

liegenden Wohnung einen mit goldenen und silbernen Früchten behangenen Weihnachtsbaum, der im Lichterglanze strahlte. Wir bemerkten die braunen und blonden Köpfe der Kinder, die fröhlich um den Baum herumspangen.

Auch auf der Straße vernahm man heitere Stimmen. Die Freude war allgemein! Und inmitten dieser lauten Fröhlichkeit wiederholte das Kind in gebrochenen Lauten:

„Deus meus, Deus meus, quare me repulisti?“

Überall begann das Weihnachtsfest, und wir standen zitternd und verzweifelt vor einem Todtenbett. Einen Augenblick war es uns, als komme der Kleine wieder zu sich, denn er fing an, Lina und seine Mutter zu rufen. Aber diese Hoffnung war nicht von langer Dauer. Von Zeit zu Zeit hörte der Athem vollständig auf. Er sah nichts mehr, er fühlte nicht einmal mehr den Kopf seiner Mutter, die, selbst fast sterbend, zu seinen Füßen lag. Jede Empfindlichkeit hatte seinen Körper bereits verlassen; er wandte nicht einmal seine Blicke mehr auf uns. Die Flamme des Lebens erlosch. Seine auf der Decke ruhenden Hände hatten die Starre lebloser Gegenstände und sein kindliches Gesicht zeigte bereits einen Ausdruck der Ruhe und heiteren Würde. Sein immer schwächer werdender Athem glich jetzt dem Tick-Tack einer Taschenuhr. Noch ein Augenblick, noch ein Hauch, und Alles war vorüber.

Gegen Mitternacht glaubten wir, der Todesanruf wäre eingetreten. Er röchelte und stöhnte wie ein Ertrinkender. Plötzlich verstummte das Röcheln. Der Arzt hielt einen Spiegel an seine Lippen, der Spiegel wurde leicht getrübt. Er lebte noch.

Eine Stunde später wurde das Fieber geringer. Wir glaubten, das wäre die Rettung, und selbst der Arzt wies nicht alle Hoffnung zurück. Die arme Mutter bekam eine Ohnmacht.

Zwei Stunden hindurch schien Alles gut zu gehen, und gegen Morgen trat ich, vor Ermüdung und Aufregung gebrochen, in das Vorzimmer, wo ich mich auf einen Divan warf und in tiefen Schlaf verfiel. Schon seit vier Nächten wachte ich bei Michel, und obendrein quälte mich ein hartnäckiger Husten. Plötzlich wurde ich durch die Stimme der Frau Marina geweckt, denn in der Stille der Nacht hörte ich sie verzweifelt schreien: „Michel, Michel!“ Die Haare sträubten sich mir auf dem Kopf. Bevor ich noch Zeit hatte, mich zu erheben, stürzte sie in das Vorzimmer und rief mir mit dumpfer Stimme zu:

„Michel ist todt!“

Ich eilte an das Bett des Kleinen. Sie hatte die Wahrheit gesprochen, er war todt.

Der erste Weihnachtstag ging in Vorbereitungen für das Begräbniß dahin. Ich litt entsetzlich, denn es war mir nicht möglich, Frau Marina von der Leiche ihres Kindes zu entfernen. Als man kam, um zum Sarge Maß zu nehmen, wurde sie ohnmächtig, und ebenso, als wir den armen Kleinen ankleideten, und von Neuem, als man anfing, den Katafalk zu errichten.

Als die Leidenträger mit ihrer rohen, geschäftsmäßigen Gleichgültigkeit den Leichnam anfaßten, wurde die Verzweiflung der Mutter fast zum Wahnsinn. Sie tobte und wurde von konvulsivischen Schauer geschüttelt, ich glaubte, sie würde den Verstand verlieren.

Am nächsten Tage wurde das Kind auf den Kirchhof getragen, und kurze Zeit darauf entzog ihn die schneelige Erde auf immer unseren Blicken.

Ein ganzes Jahr ist seit jenem Tage verfloßen; aber noch immer denke ich an Dich, mein liebes Kind! Mein Herz presst sich zusammen bei der Erinnerung an Dich, Du, ach zu früh entblätterte schöne Blume! Ich weiß nicht, wo Du bist und ob Du mich hören kannst, aber ich weiß, daß der Husten Deines alten Lehrers von Tag zu Tag schlimmer wird, daß das Leben ihn immer mehr zu Boden drückt, daß die Einsamkeit immer größer wird und daß er in kurzer Zeit wahrscheinlich auch dahin gehen wird, wohin Du gegangen bist!

Die Jacquerie.

Geschichtliche Skizze von A. Volkner.

II.

Die politischen, wirtschaftlichen und gemüthlichen Beweggründe der bäuerlichen Empörung der Jacquerie haben wir nun kennen gelernt. Wir holen noch nach, daß die Bauern zu ihrer Selbsthilfe gegenüber den „Briganten“, d. i. den als Räuber umherziehenden entlassenen Söldnern, ausdrücklich von der Krone ermächtigt und befehligt waren. In einer königlichen Ordinance vom März 1356 steht wörtlich: „Wir wollen und verordnen, daß Jedermann ihrer (der Briganten) Gewalt thätlichen Widerstand entgegenzusetzen darf mit allen Mitteln und auf allen Wegen, so gut er nur kann.“ Weitere Ordnungen folgten dieser in noch schärferer Fassung.

Als die Bauern aber sich sammelten und den Widerstand gegen die landsfeindlichen Engländer und Briganten organisirten, erwogen sie die ihnen Allen sehr bekannte Thatsache, daß sie vom Adel ihres eigenen Landes genau dasselbe erleiden mußten und seit Jahrhunderten fortwährend erlitten hatten, wie von Feinden, ohne von der zu ihrem Schutze verpflichteten Regierung und ihrer Gerechtigkeitspflege etwas geschehen zu sehen.

Ihre Rache war blutig, ja, nicht selten grausam. Sie tödteten ihre Feinde, brachen, plünderten und verbrannten ihre Zwingburgen und vor Allem, sie hausten, dem niedrigen Stand ihrer Erfahrung und Bildung angemessen, so recht eigentlich plan- und ziellos.

Die Kämpfe der Jacquerie währten nur vom 21. Mai bis zum 24. Juni 1358; von dieser Zeit kommt nur die Hälfte auf die Missethaten der Bauern, den Rest nahm die Rache der Edelingen in Anspruch, die entseßlicher noch, brutaler und blutiger war als Alles, was die zu wahnsinniger Verzweiflung getriebenen Bauern gethan hatten: wie gewöhnlich bei Niederwerfung von Empörungen der geknechteten Völker. Diese der Rache der Adelligen gewidmeten Megeleien hat der französische Geschichtschreiber Luce (Lühs) passend als die Contre-Jacquerie, die Gegen-Jacquerie, bezeichnet.

Die ganze Jacquerie ist also in ihrem ersten Theil die Folge jahrhundertelanger Sünden der herrschenden Stände, in ihrem zweiten eine furchtbare Erneuerung jener alten Verbrechen unter dem Anhängelschilde eines Kampfes für Recht, Ordnung und Sitte; in Wahrheit jedoch ist auch dieser zweite Akt des gräßlichen Geschichtstrauerspiels ebenfalls eine Reihe bestialischer Missethaten der adeligen Sieger gegen ihre empörten Opfer.

Wie in dem deutschen Bauernkriege des 16. Jahrhunderts, finden wir in den Heeren der Jacquerie nicht nur Bauern, sondern auch Bürger, ja sogar Adelige und Priester, letztere Beiden theils freiwillig theilnehmend, theils von den Bauern dazu gezwungen.

Unter den bürgerlichen Elementen, welche mit der Jacquerie in engste Verührung gebracht werden, befindet sich eine geschichtsbekanntere Persönlichkeit, von der etwas ausführlicher gehandelt werden muß. Es war dies Etienne Marcel (Etienne Marsell), der Brevot (Vorsteher) der Pariser Kaufmannsgilde. Wir wollen hier nicht die Geschichte dieses bürgerlichen Kommunitäten und seinen Untergang bei dem Aufbruch des Volkes zu Paris am 31. Juli 1358 beschreiben, von seinen Beziehungen zur Jacquerie wollen und müssen wir aber hier Notiz nehmen.

Schon öfter ist die Frage von Geschichtsforschern erörtert worden, in welchem Grade Marcel Antheil gehabt hat an der Jacquerie. Hat man ihn doch geradezu für einen der Anführer der Bauernempörung erklärt! Das ist aber nach dem gegenwärtigen Stande der Erkenntniß jener Zeiten nicht mehr möglich. Marcel hat sich des schon entbrannten Bauernaufstandes bedient, um ihn zur Erreichung gewisser Zwecke auszubenten im Interesse seiner Klasse, des Bürgerthums.

Den letzten Anstoß zur Bauernerhebung der Jacquerie gab allerdings ein Ereigniß, bei dem der Vorsteher der Pariser Kaufmannsgilde ganz wesentlich theilhaftig war.

Marcel war die Seele der Bewegung des dritten Standes, der Stadtbürger, welche ebenfalls starke Ursache hatten, sich über Krone, Adel und Geistlichkeit zu beschweren. Der König von Navarra, Karl der Böse, stellte sich, da er nach der Krone Frankreichs strebte, auf die Seite der Unzufriedenen und wollte mit ihrer Hilfe den rechtmäßigen Thronfolger, den Dauphin Karl, bei Seite drängen.

Dieser ward gezwungen, seine Räte zu entlassen und eine von den Ständen gewählte Kommission von vierunddreißig Mann neben sich zu dulden, mit der er sehr bald in Konflikt gerieth.

Marcel, eines der Häupter dieser Kommission, und die Seinen drangen in das königliche Palais und tödteten vor den Augen des Prinzen zwei Marschälle, wodurch der Bruch vollständig wurde.

Der Regent plante nun die Einschließung und Aushungerung von Paris, und zu diesem Zwecke mußten die drei Zufahrwege, die Flüsse Seine, Marne und Oise, gesperrt werden. Deshalb erging der Befehl an alle königstreuen Großen und Städte der Umgegend, alle festen Plätze und Schlösser in wehrhaften Stand zu setzen.

Diese Befestigungen aber waren zugleich die Stützpunkte der Bauernunterdrücker. Die Ordinance vom 14. Mai 1358 machte auf dem flachen Lande furchtbar böses Blut.

Zu Compiègne (andere Quellen nennen Beauvais) beriethen zwanzig bis dreißig erbitterte Bauern über ihre und des gesammten Staates Lage und kamen zu dem Beschlusse, ihre ärgsten Feinde, die Adelligen, auszurotten. Mit Hengabeln, Ketten oder nur mit Knütteln oder eisenbeschlagenen Stöcken schlecht genug ausgerüstet, zerstörten sie das Schloß eines Edelmannes der nahen Umgegend und tödteten diesen sammt Frau und Kind. Der anfangs kleine Haufe vereinigte sich mit den Bewohnern der Nachbardörfer und wuchs schnell auf sechs Tausend, endlich auf zehn Tausend Köpfe an und zog in fast ganz Nordfrankreich Schlösser plündernd, verbrennend und Adelige mordend umher.

Man nimmt nun an, Marcel habe in seiner Bedrängniß durch die drohende Einschließung der Stadt Paris jenen ersten Zornausbruch der Bauern veranlaßt. Daß die Jacquerie ihm sehr gelegen kam, ist nicht zu leugnen. Aber jene oben angeführte Ordinance konnte allein schon genügen, die Landbevölkerung in den Harnisch zu bringen. Unerweislich aber scheint, daß der Vorsteher der Pariser Kaufmannsgilde besondere Sympathien gehegt hat für die Bauern; die Wahrheit ist jedenfalls, daß Marcel Bundesgenossen und Hülfsmittel nahm, wo er sie fand, um sie wieder fallen zu lassen, wenn er glaubte, sie entbehren zu können. Man bedenke, daß der ganze französische Staat in Auflösung und Zerfetzung begriffen war, und daß es zu einem innigen und ehrlichen Zusammenwirken zwischen der Pariser Kommune und der Jacquerie von 1358 eigentlich nie gekommen ist.

Der Prinzregent hätte sich nun, wie einige Quellen wissen wollen, an die Spitze der Bauernbewegung stellen und die Engländer und die Räuberbanden aus dem Lande treiben und die ruchlosen Adelligen in ihre Schranken weisen wollen. Zwar sammelte er bei Compiègne ein Heer von siebentausend Mann, aber der Adel warf sich in die festen Städte, um sich der Bauern zu erwehren, und rief neue, fremde Söldner, Deutsche, Flamländer und Böhmen ins Land. Der Regent suchte sich, wie gesagt, der Hauptstadt zu bemächtigen, namentlich um zu verhindern, daß die Bürger sich mit den Bauern vereinigten.

Da die Bauern zu einer einheitlichen Aktion unter einer Gesamtleitung sich nicht organisirten, gelang es einzelnen Adelligen mit ihren Ritters, hier und dort einen wüthenden Bauernhaufen vermöge ihrer besseren Waffen und größeren Kriegsausübung zu vernichten. Täglich fielen solche Kämpfe vor und Dutzende von Bauern sollen an den Bäumen der Landstraßen gehängt haben.

Ein anderer Bauernhaufen von zehn bis zwölf Tausend Mann suchte sich der Festung von Meaux (pr. Moh) nahe bei Paris zu bemächtigen. Dort waren die Frau des Regenten, deren Tochter und

Schwester, und eine Menge anderer Edelfrauen unter dem Schutze des Herzogs von Orleans und weniger Ritter. Zu diesen stießen auf die Kunde von der Bedrängniß der Edelfrauen der Capital von Buch und der Graf Gaston von Foix (pr. Gaston von Foa), die eben von einem Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen heimgekehrt waren.

Sie wagten mit einer ganz geringen Zahl geharnischter Ritter, etwa sechzig Mann, einen Ausfall aus dem festen Schloß, tödteten alle Bauern, denen sie in den Straßen begegneten, andere trieben sie in den Marnefluß, und auf alle Bauern der Umgegend und die mit diesen einverständenen Bürger der Stadt Meaux wurde eine wilde Jagd veranstaltet, bei der siebentausend Mann zur Strecke gebracht worden sein sollen. Die Stadt wurde angezündet und soll vierzehn Tage gebrannt haben.

Bei dem Handstreich der Bauern gegen Meaux, das auch Marcel in seine Gewalt zu bekommen ein starkes Interesse hatte, müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Die Bürger der Stadt waren der Kommune von Paris günstig gesinnt; der Prinzregent hatte die Feste der Stadt, schnell zugreifend, genommen, sehr zum Verdruß der Bürger, und hatte sich selbst sofort wieder entfernt. Marcel schrieb ihm einen geharnischten Brief, aber jener verlangte die Auslieferung von zehn oder zwölf, „oder doch wenigstens fünf oder sechs der am meisten Schuldigen bei den Thaten zu Paris,“ und erneuerte und verschärfte den bekannten Befestigungsbefehl.

Die Bauern des flachen Landes mußten, wie die Dinge lagen, einsehen, daß derartige Maßnahmen auch ihnen höchst gefährlich werden konnten, ja mußten. Diese Stimmung zu fördern, und nicht abzuschwächen durch den Hinweis, daß der Befehl der Krone sich zunächst gegen die Kommune von Paris richtete, lag durchaus im Interesse der letzteren. Es ist wahrscheinlich auch das Gegentheil geschehen. Marcel selbst stellt es freilich in einem Schreiben an die Kommunen der „guten Städte“ von Flandern eifrig in Abrede. Einer der später ausgestellten Begnadigungsbriefe (lettres de remission) erwähnt auch, daß Derjenige, dem dieses Schreiben ausgestellt ward, zu Marcel gegangen sei mit der Aufforderung, dem Wüthen der Bauern Einhalt zu thun.

Thatsache aber ist, daß Marcel im Interesse der Kommune von Paris feste Burgen brechen ließ und so natürlicherweise zugleich auch der Jacquerie Vor-schub leistete.

Weiter ist ein Zusammenwirken von Streitern der Pariser Kommune mit dem Bauernführer Wilhelm Gale und den Seinen erwiesen bei Zerstörung einer festen Burg in Beauvais, deren Besitzer dem Adel absagte und schwor: „die Bürger und die Kommune von Paris mehr zu lieben als die Adelligen,“ wodurch er sein Leben und das seiner Frau und seiner Kinder rettete. Solche Züge werden dann von den bürgerlichen Geschichtschreibern eifrig benutzt, um dagegen die Jacquerie in den schwärzesten Farben erscheinen zu lassen.

Marcel hat sich der Bauern als Helfer bedient; glaubte er ihrer nach Erreichung seiner bürgerlichen, allerdings klaren Ziele, wie deren die Bauern offenbar nicht hatten, Herr zu werden und ihrer Empörung Halt gebieten zu können? Fest steht, daß er dann mit dem König von Navarra, dem grim-migen Bauernschlächter und Gegner der gesetzmäßigen Königsgewalt, paktirte, der seinerseits wieder mit den Landesfeinden, den Engländern, Mänke spann. Einer dieser Rebellen und Revolutionäre hatte wahrlich dem Anderen wenig vorzuwerfen! Hatten aber die Bourgeois von Paris Ursache und Anlaß, sich zu empören, so die armen, gequälten Bauern zehnmal mehr. Daß auch die Stadtbürger sich über den Ackerbauer hoch erhaben dünkten und ihn ausbeuteten, wenn sie in der Lage dazu waren, ist auch mehr als nur wahrscheinlich.

Doch wenden wir uns zur Schilderung der Schlusereignisse des Bauernaufstandes der Jacquerie.

Der König von Navarra, Karl der Böse, der Kronpräsident, konnte von den Bauern nichts erwarten: was sollten ihm die undisciplinirten, schlechtbewaffneten Haufen nützen? Er suchte also den Adel

für sich zu gewinnen. Und als die Edelleute der Picardie ihn geradezu harten, sich zur Vernichtung der Bauern an ihre Spitze zu stellen, ging er nun so bereitwilliger darauf ein, als in der Jacquerie mehrere seiner adeligen Parteigänger ermordet worden waren. Mit seinen eigenen Streitkräften, denen der Adelligen und mit Engländern und Briganten, etwa tausend Lanzen stark, stieß er bei Clermont auf ein Bauernheer unter dem obengenannten Wilhelm Gale, der den Seinen rieth, die Hülfse der Bourgeois-Kommunarden in Anspruch zu nehmen. Dem widersetzten sich die Bauern. Als der König angriff, wußte er auch sehr bald, daß er hier den bestgedrillten Schaaren der Bauern gegenüberstand und nahm seine Zuflucht zu feigem Verrath. Er beantragte eine Unterredung mit Gale, dieser kam erwartungsvoll und — ward sofort in Ketten gelegt. Die ihres Führers beraubten Jacques erlitten nun eine furchtbare Niederlage, welche sich zu einer schauderhaften Bauernniedermetzelung gestaltete. Den abgehauenen Kopf Gales krönte man mit einem Dreifuß von

rothglühendem Eisen. Ein zweiter Bauernhaufen, der sich mit Gale hatte vereinigen wollen, war kurz vorher in der Nähe von Poix (spr. Poa) geschlagen und dabei etwa fünfzehnhundert Bauern getödtet worden. Andere zwei Bauernhaufen, achthundert und tausend Mann stark, wurden an anderem Orte der Picardie abgeschlachtet.

Am 15. Juni erfuhr der Prinzregent, was sich zu Meaux zugetragen hatte. Er eilte alsbald in jene Gegenden, die Adelligen strömten ihm in Schaaren zu und nun begann eine neue großartige Bauernschlächterelei: bis zum 24. Juni sind dabei nach einem Chronisten mehr als zwanzig Tausend Bauern erschlagen, gehängt oder verbrannt worden.

Zu einzelnen Dörfern, wo die Bauern sich verschanzten, vertheidigten sie sich äußerst zäh, zuletzt zogen sie sich gewöhnlich in die Kirchen zurück, die ihnen nun als Festungen dienten, aber meist endlich zerstört oder sammt den Insassen verbrannt wurden von den nach den ersten Erfolgen schnell riesig anschwellenden Schaaren der Gegner der Jacquerie.

Überall feierte die wüthende Nachgie der Adelligen die wildesten Orgien und die Königsgewalt, deren Pflicht gewesen wäre, den Adelsgreneln kräftig Einhalt zu thun, ergriff nur schwächliche Maßregeln; kennzeichnend sind die vom Prinzregenten verhängten Strafen, unter denen z. B. die Auserlegung einer Wallfahrt geradezu lächerlich erscheint.

Ja, es kam noch schlimmer. Die Adelligen hatten ihren Blutdurst gestillt, noch größer aber war der Gelddurst der königlichen Klassen. Die Jacquerie gab den willkommenen Anlaß, ungeheure Geldbußen den wirklich oder angeblich Schuldigen aufzuladen, die den Bürgerkrieg überlebten. In Schaaren wanderten die Bauern fort, um der neuen Schinderei zu entgehen, und wendeten sich aus dem Königreich in die Grafschaft Bar. Eine furchtbare Verödung des Landes war die Folge all dieser gesammten Mißhandlungen.

So endete die Jacquerie, der große Bauernaufstand Frankreichs im 14. Jahrhundert.



Mus dem Papierkorb der Zeit.

Im Kornfeld. (In unserer Bild.) Wie seltsam! Mitten im Winter, während die Schneeflocken wirbeln und tanzen, während die schwere, weiße Todtendecke über den kahlen Feldern liegt — taucht hier ein Kornfeld mit reifen, nickenden Aehren und bunten Blumen, Rohn und Cyanen, vor uns auf, und mitten aus der reichen, goldenen Saat grüht uns ein lieblicher Mädchenkopf. Wie seltsam und doch einfach! Die Natur, die still nach ihren ewigen Weisungen geht, hat nun alles Leben uns genommen. Traurig ragen die kahlen Bäume in den düsteren Wolkenhimmel hinein, die Bäume, die noch kurz vorher in ihrem reichsten Blätterornat geprangt und ihre herrlichsten Früchte getragen haben. Finster und vergrämt starren uns die Gärten entgegen, in denen nur hier und da eine hungrige Krähe durch das raschelnde Stroh huscht, mit dem Beete und Rosenstöcke umkleidet sind. Kein warmer, leuchtender Sonnenstrahl dringt in die Wohnungen der Menschen — nichts, nichts ist geliebt von einstiger Frucht und einstiger Schönheit. Und doch: die Kunst, die ewig gleiche — die haben wir noch, die Kunst, die uns nie verläßt, die keinen Wechsel von Tag und Nacht kennt, von Frühling und Winter. Mit nimmermüdem Blick späht sie uns im Sommer und hält das Bild der Aehrenpracht fest, damit es uns auch in den Tagen des Naturichlages erfröhne und grüße als Erinnerung einstiger Herrlichkeit und neue Wiederkehr verheißt. Und überall und immer, wo die Natur uns nichts mehr zu bieten vermag, da sieht die Kunst mit stillem, sturem Auge neben uns und giebt uns Alles zurück, was wir vermissen. Sie schmückt die Gärten mit neuen Blumen und malt uns über den düsteren Wolken einen neuen, funkelnden Sommerhimmel. So ist sie die Schwester der Natur geworden, das ewig ruhende Abbild jener, die ewig fortlebt.

links aus, so weit ich konnte. Er rührte sich keine Spanne und das Pferd stieß mich hinunter und er ritt fort, ohne sich umzusehen. Das Pferd ist menschlicher als er. Hätte ich ihn nur mit dem großen Stode auf den Kopf geschlagen." — "Das wäre freilich nicht übel gewesen, wenn Ihr nur den Hirnschädel tüchtig getroffen hättet." Dergleichen Dinge geschehen alle Tage zu Dutzenden; weder Gerechtigkeit noch Polizei nimmt Notiz davon. Die Gerechtigkeit hat mehr zu thun; sie muß ihre Chokolade trinken, und die Polizei muß ihren Thorgroschen gehörig einnehmen und das Chanseggeld heben. Keiner der Ordnungsherren kommt heraus; oder kommt er heraus, so reitet er mit einer Hyperbel von Impertinenz (mit übertriebener Annahme) selbst auf dem Fußsteige und stößt mit dem Gante den armen Wanderer in den Graben. Kommt einmal zur Sprache, so heißt ganz sanft und glimpflich: "Aber, gnädiger Herr, Sie sollten doch etwas vorächtiger sein." Zeume.

Amerikanische Redebliihen. Rednerisch ist er eine Feuerzelle, der Intelligenz nach ist er nur der Kofetenstod." So beurtheilte Herr Bryant, den durchgefallenen Präsidentschaftskandidaten bei der letzten Wahl in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, ein Vincolner Kollege desselben. Man hat seine Kongressreden ausgegraben und darin allerdings merkwürdige Redebliihen geblüht. Als Anhänger der Silberwährung und Feind des Goldes hat er da unter Anderem gesprochen von einem Kreuz aus Gold, auf dem das amerikanische Volk gezeichnet werde. Ein anderes Mal bezeichnete er die Aufgaben der Gesetzgebung in der Gesetzgebung als etwas Rehnliches, wie in der Praxis der Schweinezüchter, die ihren Föglingen Rindhöfzer um die Schnauze binden, damit sie wohl fressen, aber den Boden nicht aufwühlten können.

"Bürger" als Schimpfname. Ruhig und friedlich lebende Edelleute wurden im ausgedehnten Mittelalter von ihren raubritterlichen, rauffüchtigen Standesgenossen schimpfweise "Bürger" genannt, und die so Scheltenden glaubten sie damit am ärgsten zu brandmarken. Der verächtliche Ausdruck, mit welchem die nänlichen Edelfreu und Besten der Nation die Bewohner der betrieblamen, aufblühenden Städte benannten, war: "Unmauerte Bauern". Dieser Scheltname hat die gute Eigenschaft, über die wirkliche Entwicklung der städtischen Gemeinwesen Licht zu verbreiten.

Weltgeschichtliche Brosamen.

Marshall Segur hatte eine Ordmannz erlassen, nur Adelige in den Offiziersstab der Artillerie aufzunehmen, andererseits ließ aber ein solcher Posten nur Bezeichnung mit unterrichteten Leuten zu. Da ereignete sich etwas sehr Spasifhaftes. Da der eine Examinator, Abbé Bossut, nur Laugliche, wenn auch Bürgerliche, als zulässig bezeichnete, und der Andere, Cherin, nur Adelige, fanden sich unter hundert Bewerbern nur vier oder fünf, welche beiden Bedingungen entsprachen.

Verfallener Politik. Von einem Tage zum anderen wechselt man in Versailles System und Ideen über die

Politik. Keine Regeln, keine Grundsätze. Die Sonne leuchtet alle Tage einer Ansicht in Versailles, Unsicherheit der Schwäche, völlige Unfähigkeit. Wenn wir die Welt und die Menschen beobachten, muß unser Herz brechen oder hart werden. Chamfort.

Lyrische Ecke.

Neue.

Von Emil Hanth.

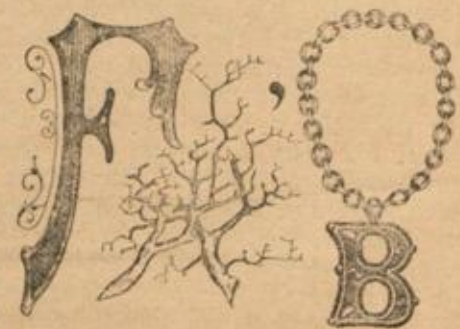
Ich habe geirrt, ich habe geseht
Und manchem Herzen schlug ich Wunden,
Weil ich selbst den Weg des Lebens gesucht,
Bis ich den Weg des Lebens gefunden.

Nun, da ich mit sicherer, starker Hand
Das Schiff meines Wollens weis zu lenken,
Soll ich, das mit heißer Qual ich gebaut,
In dem todten Meere der Neue versenken?

Geht mir mit dem feigen, erbärmlichen Noth!
Ich mag nicht in stumpfer Neie versinken;
Des Mannes Neue ist die That,
So fahr ich hinaus mit lachenden Wimpeln.

Räthsel-Ecke.

Bilder-Räthsel.



Auflösung des Räthfels in Nr. 4:
Aus inna — Uninua.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wollen man an Herrn Edgar Steiger, Leipzig, Dstr. 14, richten.